

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 4 Altena, den 24. Januar 1928

Bananen

Wie sie zu uns kommen — Die anspruchsvolle Pflanze — Verschiedene Arten, die zu genießen.

Von Helene Wulff.

Wohl kaum hat sich je eine ausländische Frucht unter den volkstümlichen Nahrungsmitteln so schnell einen Platz sichern können, wie die Banane. Noch vor wenigen Jahrzehnten war sie eine exotische Merkwürdigkeit, ein ferner Reichtum, den nur ganz wenige, ausermählte Stände gekostet hatten — heute kennt und schätzt man sie als gleichmäßen die wunderbar aromatische Frucht, deren hoher Nährwert und große Bekömmlichkeit sie zu einem richtigen Volksnahrungsmittel macht. Besonders für Kinder empfehlen heute unsere Ärzte immer wieder „Bananen“. Die großen, banariengelben Baggons der westindischen Bananentransporte treffen wir auf allen Straßen und Bohnhöfen. — Der Hauptgrund für den Umstand, daß die Banane sich erst seit kurzer Zeit bei uns eingebürgert hat, ist ihre schnelle Verderblichkeit, die zwischen Vollreife und Fäulnis nur eine kurze Zeitspanne läßt. Erst durch die technischen Hilfsmittel und die beschleunigten Transportmöglichkeiten unserer Tage ist es möglich geworden, reife und doch tadellose Früchte auf den Markt zu bringen.

Im fernen Indien, am Fuße des Himalaya, soll die Banane beheimatet sein. Hier, wo die Wiege der Menschheit stand, mo Buddha einst als Mensch unter den Menschen wandelte, soll auch der Bananenbaum — „Musa sapientium“ der Botaniker — zu Hause sein. Dem Tropenbewohner war die Banane von jeher die lebenswichtigste Frucht, die ihn ernährt, so daß heute, wo die Bananenausfuhr einen so außerordentlichen Umfang angenommen hat, trotz aller Erweiterung der Anbaugelände und Auswertung der Ernte ein gewisser Mangel an Bananen eingetreten ist und da der Bedarf sich dauernd steigert, wird eine intensivere Bananenkultur notwendig. — Die Technik des Bananenbaus steht heute wissenschaftlich und industriell auf sehr hoher Stufe. Die größten Bananenplantagen besitzt Mittelamerika, das uns mit den „westindischen Bananen“ versorgt, aber auch Brasilien, die Philippinen, Hawaii und die kanarischen Inseln kommen für den Bananeneport in Betracht.

Die Banane ist ein sehr anspruchsvolles Gewächs, sie braucht üppigen, feuchten Boden, reichliche Feuchtigkeit und intensive Arbeit bei Pflege und Ernte, deren Anforderungen meist nur Neger genügen. Selbst Mischlinge und Indianer versagen bei den Strapazen in der feuchten Tropenluft. Schon das Austreten des Unterholzes und der Schlinggewächse des Bananenstamms bestimmen dem Bananenbauer eine gewisse Anstrengung. Dann werden die 4-5 Pfund schweren Saatknochen in die Erde gesteckt, die Büsche werden erst nach dem Pflanzen gefüllt und durch die schnell eintretende Fäulnis geben sie einen ausgezeichneten Dünger für die jungen Bananenpflanzen, die nun bald aus der Erde kommen und über dem Wirtswort moderner Stämme und Gewächse ihre mächtigen Blätter breiten. Eine ausgewachsene Bananenpflanze erreicht eine Höhe von 8 bis 10 Metern. Es sind Riesensträucher, die nach einmaligem Fruchttragen vergehen um neuen Platz zu machen — ein Bild ungeheurer Verwilderung im Hausgärtchen der Natur, wie es nur in den Tropen möglich ist. Ungefähr 8-9 Monate nach der Anpflanzung beginnt sich am Ende des tiefen Stängels die Blüte zu entwickeln, zuerst eine wie ein Elefantentriß herabhängende tiefviolette Knospe, aus der die Finger der einzelnen Blüten, die später den Bananen hervorwachsen. Die Blüten und später die Früchte stehen in Büscheln von circa 150 Stück. Jede Pflanze bringt nur ein solches Büschel, das 35-40 Pfd wiegt, hervor. Wenn die Pflanze ihr Fruchtbüschel gereift hat, wird sie abgehauen, um neuen Schößlingen Platz zu machen, darum gibt es auf jeder Bananenfarm ständig blühende und fruchtende Pflanzen.

Die Ernte geht sehr schnell vor sich: die Büschel werden von dem umgebauten Stamm abgeschnitten und auf schnellstem Wege mit Seil, Dampf- oder elektrischer Bahn zum Verladeplatz befördert. Wegen der großen Empfindlichkeit der Früchte erfolgt die Verladung meist in der Nacht, auch wird nur ganz einwandfreie Ware verladen. Mit der Schnelligkeit eines Passagierdampfers macht sich nun das Bananenfrachtschiff auf die Reise, doch nur

bei besonderen Kühlmaßnahmen und genügend regulierter, bei kalter Witterung erwärmter Luftzufuhr können die Bananen die Fahrt überstehen. Auch die Entladung im Inlandhafen geht auf schnellstem Wege vor sich. Trotzdem werden aber die Früchte genau kontrolliert und sortiert, ehe sie in die geeigneten Spezialmagazins umgeladen werden. Nur die technischen Hilfsmittel und die straffe Organisation, die vom Pflücken der Frucht bis zum Verkauf im Kleinhandel jede Zeiterwässerung ausschließt, ermöglichen es, daß die Banane diese exotische aller uns bekannten Tafelfrüchte, im richtigen Reifezustand, der ihr den meisten Nährwert und Wohlgeschmack gibt, auf unsern Tisch kommt.

In tropischen Gegenden genießt man die Banane um ihrer Frucht willen, denn sie ist nachhafter sogar als die Brotfrucht. Die Eingeborenen essen die Frucht sowohl im unreifen Zustand, wenn sie noch mehlig ist, als auch im Stadium der Ausgereiftheit; dann ist sie aber besonders wertvoll, weil ihr ganzer Stärkegehalt sich in Zucker umgewandelt hat. — In Ostindien und auf dem malaiischen Archipel gewinnt man aus den Früchten ein röchliches, lieblich riechendes und mildes, leicht süßlich schmeckendes Bananenmehl, das besonders zur Bereitung von Krankenkost geschätzt wird. In Mittelamerika, Kolumbien und Venezuela, auch auf Jamaika stellt man dieses Bananenmehl her, natürlich auf möglichstem Wege. Halbreife Bananen werden in Scheiben geschnitten, getrocknet, gemahlen und gesiebt. Die Apparate, die man zur Verarbeitung braucht, müssen dabei aus Silber oder aus Aluminium sein, denn der Gerbstoffgehalt der Banane hätte sonst das Mehl geschwärzt. Aus unreifen Bananen macht man Stärkemehl, aber weder das Stärkemehl, noch das Bananenmehl haben in Europa Eingang gefunden.

Die sogenannten Ernährungsreformer in Europa haben in der Banane eine besonders wertvolle Frucht gefunden. Sie ist sowohl für den Hochkoller ein ausgezeichnetes Gericht, als auch für den weniger strengen Vegetarier, es lassen sich nämlich aus der Banane allerlei schmackhafte Gerichte herstellen. Zum Beispiel sind gebackene Bananen eine Spezialität der Hotels in Colombo auf Ceylon, ein Gericht, das auch in europäischen Breiten jedermann wohlwundern kann. — Schließlich ist auch der Transport durch größte Rationalisierung so billig geworden, daß man diese Frucht, die überall in den Feinkostgeschäften, sowohl als auf dem Wagen der fliegenden Straßenbahn, auch für einen kleinen Geldbeutel erhältlich ist, als Volksnahrung im wahren Sinne des Wortes zu betrachten.

„Da werden Weiber zu...“

Frau Anna Clark in Chicago, eine in verschiedenen Verhältnissen lebende Negerin, wollte etwas für ihre Bildung tun. Also kaufte sie auf Abzahlung einen Konzertflügel für 3000 Dollar. Der Flügel war gut, zumindest besser als die Kaffeeverhältnisse Frau Annas. 285 Dollar zahlte sie ab, dann ging ihr der Atem aus. Die Abzahlungsgesellschaft kennen das und die Anhänglichkeit der Käufer an die nicht bezahlten Sachen in der Regel nur durch einen gerichtlichen Pfändungsbefehl und entsprechende Amtshandlungen überwunden wird. Das amtliche Papier war bald ausgefertigt und der zukünftige Gerichtsvollzieher mit der Vollstreckung beauftragt. Der kannte zufällig seine Pappenheimerin, die nichts weniger als 350 Pfund wog. Der Gerichtsvollzieher wußte auch, daß die muskellebende „Solde“ kürzlich von sechs Männern, die einen Bombenanschlag auf ihr Haus verübten wollten, drei angeschossen und die anderen drei zu Krüppeln geschlagen hatte. Deshalb rückte er vorsichtshalber mit acht kriegstarken Männern an, was überdies auch in Betracht des erheblichen Gewichtes des Flügels von Vorteil war. Die Negerin beschränkte sich diesmal auf die Verteidigung, wuchtete ihre dreieinhalb Zentner Lebendgewichte dagegen. Auf der anderen Seite drückte die neun Männer. Es war Stellungskrieg, keine Partei konnte der anderen einen durchschlagenden Erfolg abgewinnen. Nach vier Stunden gaben es die Beamten auf, die Entscheidung zu erzwingen, und griffen zur List. Es kam darauf an, die Gegnerin aus dem Schützengraben ins offene Feld zu locken und dort entscheidend zu schlagen. Einer der Beamten begab sich in ein nahe liegendes Warenhaus und kaufte für ein paar Pfennige ein Glasgefäß und ein mechanisches Mäuschen.

Dann begann der zweite Teil des Kampfes. Der erste Schuß: Das Glas wurde zertrümmert. Die Frau schrie auf und wollte nach dem Mäuschen greifen. In der Annahme, daß ihr ein wertvoller Gegenstand zerstört würde, vergaß sie alle Klugheit und unternahm wutentbrannt einen Ausfall aus der Stellung. Darauf hatten die Beamten nur gewartet; sie richteten auf den jetzt deckungslosen Gegner das zweite Geschütz: ein kleines graues Mäuschen sprang Frau Anna entgegen. Volltreffer! Mit überraschender Geschwindigkeit stürzte sie ins Mäuschen zurück, erklomm den Flügel und ergriff sich bedingungslos dem unerwartlich nachdrängenden Feinde, der triumphierend mit der Kriegsbeute abzog.

Der erste Schuß: Das Glas wurde zertrümmert. Die Frau schrie auf und wollte nach dem Mäuschen greifen. In der Annahme, daß ihr ein wertvoller Gegenstand zerstört würde, vergaß sie alle Klugheit und unternahm wutentbrannt einen Ausfall aus der Stellung. Darauf hatten die Beamten nur gewartet; sie richteten auf den jetzt deckungslosen Gegner das zweite Geschütz: ein kleines graues Mäuschen sprang Frau Anna entgegen. Volltreffer! Mit überraschender Geschwindigkeit stürzte sie ins Mäuschen zurück, erklomm den Flügel und ergriff sich bedingungslos dem unerwartlich nachdrängenden Feinde, der triumphierend mit der Kriegsbeute abzog.

Aus dem Engen und Weiten

Die unentwegte Ozean„heldin“.

Als Charles Levine im vorigen Jahre die Welt mit seiner abenteuerlichen Flucht nach London überraschte und unter recht eigenartigen Umständen die Rückkehr nach Amerika an Bord seiner „Columbia“ vorbereitete, wurde er auf Schritt und Tritt von Wif Mabel Voll, der amerikanischen Diamanten-Königin, verfolgt. Dies moderne Heldinnenmädchen wollte unter allen Umständen den Flug mitmachen, um die erste Frau zu werden, die den Ozean „bezwang“. Sie bot Levine fünfzigtausend Dollar für einen Sitz in der „Columbia“, der Amerikaner konnte sie trotz aller Grobheit nicht los werden, und erst die Aufgabe des Rückfluges zerstörte Wif Vells schöne Hoffnungen. Jetzt hat sie der aufstrebenden Welt in Amerika die freudige Mitteilung machen lassen, daß sie im Frühjahr einen Ozeanflug auf eigene Kosten unternehmen will. Sie bietet den beiden Fliegern, die ihren dreimotorigen Fokker bedienen sollen, zusammen hunderttausend Dollar für den Flug und soll auch schon zwei Piloten gefunden haben. So werden, wenn nicht die Regierung noch alle derartigen nutzlosen Unternehmen verbietet, wieder zwei wertvolle Menschenleben wegen der Kaprizie einer sensationslüsternen Amerikanerin dem gleichen Schicksal ausgeliefert werden wie die bedauernswerten Begleiter der Wifess Grayson.

Zu jung für die — zweite Ehe.

In einem russischen Städtchen hatte sich ein junges Mädchen mit 16 Jahren verheiratet und war ein Jahr später Mutter geworden. Kurz darauf ging die Ehe in die Brüche und wurde kurzherdend geschieden. Die junge Frau wollte anschließend gleich wieder heiraten. Die Behörde verbot ihr aber die neue Ehe mit der Begründung, daß die Frau — zu jung sei. In der Zwischenzeit war nämlich ein Gesetz in Kraft getreten, welches das Mindestalter der Heiratslustigen auf 18 Jahre festsetzte. Die 17-jährige geschiedene Frau erschien mit ihrem Kinde auf dem Arm im Standesamt und verlangte durch Wächeln, gute Worte und zuletzt Tränen zu erreichen, daß man in ihrem Falle eine Ausnahme mache. Doch alles Flehen half nichts. Sie muß noch ein halbes Jahr warten. Der boshafte Beamte meinte noch, vielleicht würde sie bis dahin Vernunft annehmen und ihm die Arbeit eines neuen Trauungsaktes ersparen.

„Der Kreis um das Kind“.

Diese steht in den dritten Jahrgang tretende illustrierte Halbmonatszeitschrift für Elternhaus und Schule bringt in ihrem entzückend ausgestatteten Heft Nr. 1 eine Reihe für die Eltern sehr wichtiger Aufsätze wie z. B. von Oberarzt Dr. Bernd Götz über „Das Spielzeug und seine Bedeutung für die seelische Entwicklung des Kindes“, „Spielzeugheimat“ von Carl Nasse, einen Artikel von dem Berliner Stadtschulrat Dr. H. Franzmeyer über die „Diphtherie“ usw. Allen treuherzigen Vätern und Müttern wird besonders die „Sprechstunde“ dieser schönen und billigen illustrierten Zeitschrift willkommen sein, während für die Schuljugend selbst in der reizend ausgestatteten und illustrierten Beilage „Der Kinder-Kreis“ eine eigene Zeitung mit viel Liebe und Sorgfalt geschaffen wurde, auf die die Kinder reichlich alle 14 Tage sehnlichst warten werden. Der vierteljährliche Bezugspreis unter Streifen beträgt nur 1.200. Der Verlag „Der Kreis um das Kind“, Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 156-57, versendet kostenlos großen Prospekt an jedermann.

Verlag und Verlag: V. A. Sank. Altena. Verantwortlich: H. S. e. m. e. l. m. a. n. n., Altena.

Rund um Evas Haupt

Von Walter Julius Bloem.

Wenn der Winter kommt, erhebt sich — re geimäßig wie Flut und Ebbe — warnendes Stimmengemurmel wider den Bubenkopf. Er stirbt ab. Wieder einmal.

Kennen wir schon!

Ein Genie hat den Bubenkopf als allgemeine Haartracht geschaffen. Ein Scherenschnitt, klar: er lebt.

Langes Haar war billig. Der Bubenkopf, teures Vergnügen, wächst so schnell, daß alle drei Wochen dran herumgeschneidelt werden muß. Jedoch: er entsteht, klipp, einem Moment nach einem (vorteiligen?) Entschluß. Aus. Fertig. Nichts mehr zu wollen.

Ein gebobter Schopf verwandelt sich frühstens binnen einem Jahrzehnt rückwärts — in zwischen kippt der weibliche Entschluß zwanzigmal um.

Der Bubenkopf ist zeitlos, was nicht besager: will: ewig.

Der Bubenkopf ist keine Mode. Er ist eine Weltanschauung. Er bedeutet und beweist, daß Eva ihre Hauptfunktion gewechselt hat. Einst: Winter, Ballaal, Seidenhülsen, Zentralheizung, Ohnmachtsanfälle — heute Sommer, Freiheit, Sport, Wind, Weite, 70 PS. ...

Einst war der Winter lang, und mit ihm das Haar. Der Winter reichte von September bis April, das Haar vom Scheitel bis (angeblich) zur Kniekehle.

Der Winter ist kurz geworden, und mit ihm das Haar. Und der Rock. (Unterrock? Bitte Sie!) Der Winter dauert von November bis Februar. Das übrige ist: Licht.

Nun ja — im Januar und Februar herrscht Vollstieber. Seit das Genie mit der Klipphaarschere kam, lehnt Eva sich jedes Jahr drei Monate lang, die düstere Zeit, nach des Haupthaars langwallender Fülle: in Wellen, in Knoten, in Schlangen, in Flechten, in Böckchen; griechisch streng, italienisch wild, germanisch süßlich, pariserisch dämonisch.

Aber der Bubenkopf ist Uniform, beinahe wie eine Vaskenmütze.

Nebelvorland rückt mit dem Bubenkopf energisch jübiert. Ganz kurzer Winter: hüj! — weg! Will aber auch gerissen sein! Im Ballaal möchte jede Frau um jeden Preis anders aussehen als ihre Schwestern — jetzt quält Eva sich, dem handlangen, braunen, blonden, schwarzen (oder auch grauen) Schopf ureigene Form abzugewinnen.

Nervst! Im Sommer, wenn sie nichts als reizend und lustig sein will, so riefelt das kurze Haar lockig leicht ums Köpfchen, wirbelt um Hinterhaupt; alles ist spielerisch, ist verführerisch wirr, jedes Fädchen ein Lichtstreich. Der Wind bläst hinein und mildert den strengen Schnitt. Da ist Eva ganz Eva: jede anders, jede eigen!

Im Winter will sie „schön“ sein. Und der Bubenkopf soll ordentlich freistehen: festlich. Doch die Klaviatur der kurzen Haare weist leider nicht allzu viele künstliche Töne auf. Der Haarschöpfer greift zur Brennspitze und — zerstört den ganzen festlich natürlichen Zauber: die kede, düstige leichte Gelöstheit, die locker sträube Jungfrau. Statt dessen wird nun das holde Gesicht mit pomadig glatten Wellen befeuchtet, schiefeloben, an den Schläfen, sogar das Hinterhaupt. So wie allzu freistehende Köpfe sehen alle gleich aus, gewollt sein — genau wie ihr Köpfchen, Gnädigste! ...

Stille Bubenköpfe gibt's nicht. Der Bubenkopf ist immer eine Improvisation, etwas jugenhaft Unkorrektes. Dies ist sein Zauber.

Einst ertrug Eva während des kurzen Sommers die Last des langen, schweren, unbequemen, zuweilen verräterischen Haars, um sich

im langen Winter mit all der Pracht betörend aufgezupft zu schmücken.

Auf der Golfwiese, im Wasser, im Fahrwind beim Tennishieb gilt nur eine sehr gedämpfte, höchst wohlthuende Erotik. Scheinbar sachlich, rodem nur — für dich! Eros spielt Versteck, macht die Kleider der Geschlechter ähnlich und die Haartracht. Eva verzichtet klug auf einen Teil ihrer Reize, um den bescheidenen Rest um so meisterlicher zu handhaben. ...

Sie lassen wachsen, Gnädigste? Und im März —? Klipp, klapp, klar! ...

Das heutige Verhältnis zwischen Eltern und Kindern

Von Heinz Strehlow, Göttingen.

Es lohnt gewiß, einmal das gegenwärtige Verhältnis zwischen Eltern und ihren Kindern ein wenig zu beleuchten; hat sich doch dieses Bild im Vergleich zu früher um ein Wesentliches veränd. er, ja manchmal in so erschreckender Weise, das es uns unendlich traurig stimmen kann.

Zugeben, daß es wohl hier und da Familien gibt, wo die Legeziele Kindesliebe, Ehrfurcht, Gehorsam noch nicht verdrängt liegen, daß sie noch heute den unversäuerter hoher, hehren Klang bewahrt haben wie einst, so werden wir doch nicht blind dagegen sein dürfen, daß solche Familien heute zu den Ausnahmen gehören. Im Allgemeinen ist es so, daß Kinder, sobald sie die Schule hinter sich haben (oft auch schon noch früher), sich gleichberechtigt wägen mit den Eltern, oder diese zu bescheidenen ein Recht zu haben glauben.

Einst hatten die Eltern die unumkehrbare Macht über die Kinder; selbst in den untersten Volkskreisen war es so, daß der Vater weisheitsvoll derjenige war, nach dem man sich zu richten hatte. Niemals wäre es dem Sohne oder der Tochter eingefallen, die Handlung oder die Worte des Vaters zu kritisieren oder gar sich ihr entgegenzustellen. Heute? Wo finden wir noch dieses Autoritätsbewußtsein der Eltern ihren Kindern gegenüber?

In Westfalen ist diese greifbare Veränderung als eine Folge der wirtschaftlichen Umgestaltung anzusehen. In unendlich vielen Familien hat durch die wirtschaftlichen Not die Notwendigkeit geltend gemacht, daß auch die Kinder, und zwar oft im frühen Alter, mitverdienen müssen. Auch da, wo „onit n. e. m. a. l. s.“ davon die Rede gewesen wäre, in höheren Beamten-, Akademiker-, Offizierskreisen usw., überall mußten Söhne und Töchter mitverdienen helfen, um so die Familie vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch zu bewahren. In vielen Fällen war es sogar so, daß der Vater abgebaut, also ausgeschaltet wurde aus dem Amt als Ernährer der Seinen. Die Deutsche laute Jahre hindurch „Junge Kräfte“ ans Werk, die Alten können wir nicht gebrauchen! Und das Berufsleben des eignen Vaters, der eignen persönlichen Notwendigkeit, das eis dahin fremd war, stieg den jungen und oft sehr jungen Menschen zu Kopf und ließ sie alle bis dahin erwiesene Kindesachtung und Ehrfurcht den Eltern gegenüber vergessen. Man fühlte sich plötzlich als Herr der Situation.

Und nirgends sonst wie hier macht sich der Wert einer guten Erziehung offenbar. Trotz jener Umwälzung der bestehenden Verhältnisse blieb es in manchen Familien doch immer so, das die Eltern das bleiben, was sie den Kindern gegenüber waren, die Vorgelegten, die Berater, die Erzieher, zu denen man aufblicken, denen man Dank und Achtung schuldete. Andererseits konnte man die unerquicklichen Verhältnisse beobachten, die jedem reifen, denkenden Menschen die Zornesröte auf die Stirn

trieben. Der Vater war nicht nur äußerlich und innerlich abhängig von Sohn oder Tochter, er empfand auch deutlich genug, daß er nur der Gedulde war. Fürwahr, ein bedauerndes Bild, eine Tatsache, die schwerer moß als manche äußere Not.

Wenn sich nun längt jene ungesunden Zustände von damals zu geregelteren umgewandelt haben, — eins ist zurückgeblieben: Das Hinwegschreiten der Jüngeren über alles, was ihnen von Älteren kommt. Entweder haben sie einen offenen Widerstand, oder ein nachsichtiges Nadeln; immer empfinden sie es aber als entehrend, daß sie sich irgendetwas fügen sollen. Abgesehen von sehr vereinzelten Fällen begegnen wir heute überall der gleichen Tatsache: im günstigsten Fall ist es ein sogenanntes „kameradschaftliches“ Verhältnis, das sie verbindet. Das klingt so schön und ist doch eine Umschreibung, ist eher ein Betrug.

Aber auch mit dieser Entartung — denn eine solche ist es in den meisten Fällen — ist es so, wie es schon oft gewesen: Sie beginnt sich ganz langsam und unmerklich zu überleben. Man bemerkt sich wieder darauf, wie es natürlich ist, man hält es nicht mehr für unter seiner Würde, jenen guten Verhältnissen von früher wieder zuzustreben, und geschähe es gegenwärtig auch nur aus Laune!

Auf jeden Fall müssen wir das als Fortschritt begrüßen. Die Familie als solche ist ein nicht zu übersehender Faktor und diese Familie steht sich eben zusammen aus Eltern und Kindern. Hoffen wir und helfen wir an unserem Teil daran, daß diese noch im Werden befindliche Richtung sich immer mehr und immer schneller Bahn zu brechen vermag um unseres Volkes willen.

Die Frau als Forschungsreisende

Von A. Blum - Erhard, München.

Wir haben in jüngster Zeit mit höchster Bewunderung in Wort und Bild die eigenen Eigenschaften einer Lola Kreutzberg auf ihrer einzigen Expeditionsjahrt feststellen können, wir verfolgen im Augenblick die interessanten Erlebnisse der mutigen Frau Spada — kurz, wir gewöhnen uns daran, die Frau als Forschungsreisende „Selbstentate“ vorzubringen zu sehen — ja, wir werden sie daher einmal in der Vergangenheit, die jenes Gebiet für Frauen noch weit schwieriger und gewagter gestaltet, als es ohnedies ist. Unter den vielen Frauen, die ihr Wandertrieb in die Weite drängte, sind es ja doch nicht allzu viele, die wirklich der Wissenschaft Wertvolles zubrachten. Im Besonderen der Pflanzen- und Tierwelt nachgegangen sind aber sowohl Sibille Merian, als auch Amalie Dietrich, und ihre Tätigkeit bleibt unvergessen.

Als sich Sibille Merian, die Tochter des Schweizer Künstlers Matthäus Merian, des Älteren, im Jahre 1699 auf die Fahrt nach der holländischen Kolonie Surinam begab, hatte sie bereits einen guten Namen als Malerin auf dem Gebiet der Blumen und Insekten. Sie unternahm die Reise zur Erweiterung ihrer Kenntnisse der Natur. Sie wünschte mit der Pflanzen- und Insektenwelt fremder heiferer Zonen vertraut zu werden, und eine reiche Ausbeute belohnte ihre Mühen. Schon im Jahre 1701 konnte die fleißige Forscherin und Malerin ihr berühmtes Buch „Methodische Insectorum Surinam“ herausgeben, das noch heute die Bewunderung des Forschers durch die seine Ausführung der von ihr selbst beigefügten Kupferstiche erregt.

Amalie Dietrich aber ward erst durch die Verheiratung mit dem Botaniker Dietrich in Thüringen in die Wissenschaft eingeführt, entwickelte sich zu seinem unentbehrlichen Familienmitgliede.

Ques

Die Arbeiter
nach Eingabe
des für Boges
eine Eingabe
mittelschiff, Don
nung des seith
nachdem des
beliebigen
gelante Preu
sind vorzulege
bussard trifft
sich hauptsächlich
wirtschaftlich we
(Galen, Tolan
mandi, Wenn
sind zu schlag
ten um kränke
nützliche, ab
nassen, haben

Der Dienstmann

Diese eigenartige Geschichte — man könnte sie am besten eine „Tragikoteske“ nennen — handelt zwar ausschließlich von einem Kuß, hat aber mit der sogenannten „Liebe“ nichts zu tun. Sie begann mit einem Kuß im Bahnhof von Neapel und endete nach einer des Vorfalles würdigen Gerichtsverhandlung mit der Verurteilung der Privatklägerin.

Der zweite Akt der köstlichen Komödie spielte sich vor den getrennten Richtern Neapels ab. Mario verteidigte sich mit echt italienischer Leidenenschaft: „Ich handelte unter jeßlichem Zwang, hoher Gerichtshof, ich konnte nicht anders, ich mußte die Dame küssen. Als ich sie erblickte, kam eine unbeschreibliche Unruhe über mich, wie ich sie noch nie im Leben verspürt habe. Ich konnte den Blick nicht mehr von Frau Barratini wenden . . .“

lus, bereitete mit ihm die Herbarien, ward seine Begleiterin und Willsamlerin auf beschwerlichen Wanderungen, wo beide die für Apotheker wichtigen Kräuter holten, in der Wäldern, in Höhlen, Schreien und bis nach Krakau. Sie erwies sich ebenso geschickt in der Behandlung von Infekten wie von Pflanz. Aber kein glücklicher Stern leuchtete beiden. Die Not des Lebens, die Schweißarbeit genügend zu verdienen, zwang sie, sich zu trennen. Amalie suchte auf e gene Faust ihren Unterhalt zu erwerben. Sie trat in Verbindung mit dem überseidigen Handelshaus Comptoir in Hamburg, in dessen Auftrag sie nach Australien reiste, befehl von dem Wunsch, sich durchzubringen sowohl als von einer mächtigen Leidenschaft für die Forschung und Sammlung.

Nun rüstete sie mit allem aus, was zur Erlangung und Zubereitung seltener Tiere und Pflanzen für den Versand erforderlich war und sie begann ihre Wanderung von Brisbane aus im Jahre 1883. Der australische Wald mit all seinen Zuträffnissen järechte die tapferste Frau nicht, deren Fähigkeit bereits in der Mühsal dieses Berufs in der Geheult worden war. Sie hatte durch Fieber und Krankheit zu leiden, eine Feuersbrunst unterbrach und gestörte ihre Arbeit. Unentwegt begann sie von neuem und setzte sie fort. Ihre unendliche Hingabe an diesen selbstgemählten Beruf ließ sie alle Hindernisse überwinden. Auf Wunsch des Hamburger Geschäfts sammelte Amalie Dietrich Schlette von Eingeborenen und größeren Tieren, die sie im Urmal fand, sogar Geräte und Waffen konnte sie verpacken und an die Firma schicken. Sunderte von Kisten und Kästen schagen, von ihr selbst verpackt, in Brisbane in See und langten wohlbehalten in Hamburg an. Zehn Jahre verlebte die Frau in dieser Wildnis, getrennt von ihrem einzigen Kinde, das sie in Deutschland in einem guten Erziehungsanstalt zurückgelassen, hebrte im Jahre 1873, ein altes, verzunzeltes, wettergeharhtes Frauenndel, in die Heimat zurück, wo ihr Godevort dicht im Museum, das die australischen Schätze aufgenommen, ein freies, lebensglänliches Heim järechte, als Anerkennung ihrer beispiellosen Aufopferung und Verschleißigkeit sowohl als ihrer Kenntniss. Der ihren Lebenslauf, von ihrer Tochter geschrieben, ist, wird begreifen, daß sie in den Augen ihrer Freunde als „selbst“ galt und in ihr eine

unter „seelischen“

Die Geschichte

Diese Reichte rief bei der Zuhörerſchaft im Saale lebhafteste Bewegung hervor. Selbst den menschenfreundlichen Richter schüttelte mißbilligend den Kopf: „Vier Kinder, das ist wirklich ein erschwerender Umstand.“

Mario sah wohl ein, daß sein „Sittlichkeitsverbrecher“ im Hinblick auf seine Familie noch niederträchtiger erscheine, denn er schwieg einige Augenblicke. Dann sagte er leise: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, Herr Gerichtsrat, wo wir alles vergessen. Der Augenblick, wo Frau Baccarini dicht vor mir stand, war eben ein solcher ...“

Nun ergriff die Privatkücherin das Wort. Sie war noch immer empört: „Bedenken Sie, meine Herren, daß gerade ich, eine korrekte Gattin und Mutter, in eine solche fatale Lage kommen mußte. Ich bin ja für mein ganzes Leben kompromittiert!“

Der Vorsitzende versuchte, Frau Anita mild zu stimmen: „So schlimm wird's wohl nicht sein, gnädige Frau. Eine Umarmung und ein einziger Kuß sind ja noch keine Todsünde. Es ist übrigens eine ganz alltägliche Erscheinung, daß sich die Menschen vor der Abreise auf diese Weise verabschieden, und so dürfte der gewiß bedauerliche Vorfall bald in Vergessenheit geraten.“

„Das spielt hier keine Rolle, ich will meine Vergnügung haben. Der Dienstmann mußte sehen, wen er vor sich hatte. Ich bin eine Dame der Gesellschaft, und die jeßlichen Zustände eines Mannes aus dem Volke gehen mich nichts an. Ich verlange die rücksichtslose Bestrafung des Unverschämten.“

seltsamsten Gestalten, eine der beachtenswerthe-
sten Erscheinungen unter den deutschen For-
schungsreisenden erblicken.

Soll ich mein Kind abhärten?

Eine Frage, die immer wieder und wieder dem Arzt von Seiten der Mütter vorgelegt wird. Die Antwort lautet bejahend. Aber damit ist das Problem keineswegs erschöpft. Denn gerade bei der Abhärtung des Kindes kommt es auf das „wie“ an, soll nicht unendlich Schaden angerichtet werden. Der oberste Grundsatz lautet: Das Kind muß vor allen Uebelwirkungen behütet werden. Mithin, eines Tages, das Kind, das bisher stets mit lauwarmem Wasser abgewaschen wurde, unter die kalte Dusche zu stellen, ist bärer Unfinn. Derartige eingreifende Maßnahmen, die nur gegen den heftigsten Widerstand des Kindes durchzuführen sind, machen das Kind nervös; nach kurzer Zeit sieht es blaß und blutarm aus, und statt eine erhöhte Widerstandsfähigkeit gegen Erkränkungsrankheiten zu erlangen, wird es noch häufiger an Schnupfen und Catarrhen der Atmungsorgane zu leiden haben als vorher. So geht es also nicht. — Unter Abhärten verstehen wir allmähliche Gewöhnung des Körpers vorzüglich der Haut an kühle Luft und kaltes Wasser. Am besten beginnt man damit schon in der frühesten Jugend. In den ersten Monaten allerdings wird man das Herausbringen des Kindes bei rauhem Wetter vermeiden; aber an jedem schönen, windstillen Tage sollte ein Kind schon von 2 Monaten ab ins Freie kommen. Bei einem Kind über einem Jahr braucht man auf die Witterung keine Rücksicht zu nehmen. Zu einer vernünftigen „Abhärtungskur“ gehört auch eine vernunftgemäße Bekleidung. Jedliches Einwickeln und Einschmüren des kindlichen Körpers in wollene Decken, Betten und Steckhissen ist von Uebel. In der kälteren Jahreszeit genügt ein leinernes Hemdchen und ein Flanelljackchen; Leib und Beine werden mit Feinwindeln und weichen Flanellwindeln eingehüllt. Eine Kopfbedeckung ist nicht erforderlich. In der wärmeren Jahreszeit genügen leinene Bindeln und Jäckchen. Weitere

lenkte der Richter ein, den die „soziologischen“ Aufklärungen etwas peinlich berührten. Frau Anita fertigte ihn aber schnippisch lächelnd ab: „Gerade ein Dienstmann, der sein ganzes Leben auf dem Bahnhof verbringt, muß doch den Unterschied zwischen der ersten und dritten Wagenklasse genau kennen.“

Dagegen konnte nun selbst ein Richter Majsolinis nichts sagen. Der Vorsitzende unterbreitete also der „Dame erster Klasse“ den Vorschlag, sich mit einer Entschuldigung seitens des „Mannes aus dem Volke“ zufrieden zu geben.

Mit den Worten „Um Entschuldigung kann mich nur ein Mensch meiner Gesellschaftsklasse bitten“, lehnte die Unentregte diese Zummutung ab und fügte hinzu, daß der Dienstmann sie überhaupt nicht beleidigen könne. Es handele sich hier vielmehr um ein Verbrechen, das empfindlich bestraft werden müsse.

Der Verteidiger Bellinis führte aus, sein Schützling habe zweifellos in unzurechnungs-
fähigem Zustande, unter „feilschem Zwang“
gehandelt. Die Richter seien auch — Männer,
die diesen Zustand außerordentlicher Erregung
verstehen würden, wenn

Die Vertreter der Gerechtigkeit verbateten sich diesen Vergleich und fällten dann ihr wichtiges salomonisches Urteil, indem sie Mario wohl schuldig sprachen und ihn pro forma mit zwei Tagen Gefängnis bestrafte. In Anbetracht der mildernenden Umstände jedoch (die Herren Richter waren also doch Männer, die „verstehen“) wurde dem Schwerenöter Verwährungsfrist bewilligt. So braucht der verkappte Don Juan die achtundvierzig Stunden vorläufig nicht abzuhängen.

Frau Anita war nun der Meinung, daß es überhaupt keine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, und äußerte diese ihre Ansicht, unvorsichtigerweise etwas laut. Sehr zu ihrem Schaden, denn sie wurde wegen Beleidigung des hohen Gerichtshofes an Ort und Stelle zu einer Gefängnisstrafe von hundert Lire verurtheilt. In Anbetracht der erschwerten Umstände — ohne Bewährungsfrist . . .

Kinder sollen halstreife Blusen, in den kälteren Monaten dichten Wollstoff, im Sommer Leinen oder Kaftun tragen. Selbst im Winter soll man sie nicht mit Pelzen, Muffen oder schweren Mänteln verwöhnen.

Stets sollen die Kinder im ungeheizten Zimmer schlafen; höchstens bei zarten Säuglingen mild man den Raum etwas anwärmen müssen. Die hochgetürmte Bettdecke ist nachteilig; eine leichte Federdecke genügt. — Beim Wasser der täglichen Waschung kann man allmählich auf 20 Grad herabgehen; bis zum vierten Lebensjahre behalte man diese Temperatur bei, um sie späterhin noch weiter absinken zu lassen. Vom sechsten Jahre ab können die Kinder unbedenklich im Freien baden. Schon viel früher lasse man sie in der wärmeren Jährestzeit Freiluftbäder nehmen; in den kälteren Monaten erlaube man ihnen, ebenfalls vor dem Zubettgehen im durchwärmten Zimmer ein paar Minuten nackt herumzu springen. Dreimalwöchentlich werden während oder nach der Luft- und Wasserprozeduren einfache gymnastische Übungen vorgenommen.

Wenn diese Regeln befolgt werden, dann gelingt es, auch schwächliche Kinder ohne nachtheilige Begleiterseignungen abzuhärteten. Die Haut lernt es, sich schnell und prompt der veränderten Temperatur der Umgebung anzupassen, und ein rasches Einsetzen der natürlichen Abwehrkräfte des Körpers gegen die Gefahren der Abkühlung wird gewährleistet. Das sicherste Mittel, um festzustellen, ob die jeweiligen Abhärtungsmaßnahmen der Verfassung des Kindes angepasst sind, besteht in der sorgfältigen Beobachtung des kindlichen Körpers. Wird die Haut blaß und röthet sie sich schnell, schwindet das anfängliche Unbehagen des Kindes bald, dann ist man auf dem rechten Wege. Bleibt die Haut blaß oder wird sie gar bläulich, fühlt sich das Kind dauernd unbehaglich und fröstelt, dann erhöhe man die Temperatur des Wassers und gebe dichtere Kleidung. Hier darf man späterhin nur ganz, ganz vorsichtig wieder mit der Temperatur herabgehen und nur allmählich die leichtere Bekleidung annehmen lassen. Aber auch dann wird man bei vernünftiger Konsequenz schließlich doch zu dem gewünschten Ziele kommen.

Kostüm-Anregungen zum Fasching

Die Festungszeit ist da! Die Einladungskarte mit den bunten Parretei-Zeichnungen, den lustigen Versen und Verbeugungen zum Anniestem ist ins Haus gesneht. Die der Alltag vergessende Fröhlichkeit, und das Verwandelnd des eigenen Ichs in ein buntes Fantasiereisen locken zu sehr zum Mittragen und Mitladen. Wer könnte da widerstehen? Ein Kostümfest! Wo oder nehme ich ein schönes Kostüm her? Der Eintrittspreis ist nicht gering und ein geschmackvolles Kostüm nicht leicht zu erwirkenden. Die auszuleihenden, oft getragenen Maskenkleider sind unangenehm und auch nicht billig. Ob ich mir nicht selbst eines anfertigen kann? Etwa aus vorhandenem Material? Die Fantasie muß aushelfen! Die große Schachtel mit den alten Stoff- und Seidenresten wird durchstöbert. Wirklich, da ist schon ein großes Stück lichtgrüner Seide, Möbelseide, die wegen ihrer hellen Farbe für eine Tischdecke oder einen Vorhang nicht geeignet war. Das gibt ja ein entzückendes Kokohörnchen. Dazu kaufe ich ein wenig Silberstoff, etwa mit grünemUnterfio für eine ärmellose, weitausgeschnittene Bluse, die allein durch den Stoff wirken muß und die Hauptfaden sind schon bestimmen. Silberfäden, die schon jahrelang im Nähkorb herumliegen, geben kleine zierliche Schleifen, die das Köschchen fast füllig machen. Aber moderne Fälschungen, kostüme wollen nicht füllig sein. Fantasie ist die Parole! So darf man sich schon einen pomposen Kopfschmuck, etwa diademförmig, aus welcher Pappe geschnitten und mit dem Silberstoff der Bluse überzogen, leisten. Weiße Wachsperlen und wiederum die Silberfäden sternförmig daraufnäht, verzieren den Kopfschmuck, der an den schmalen Enden mit grünen Bändern zum Befestigen versehen ist. Die Bänder können, nachdem sie gebunden sind, lang herunterhängen. Welche lange Wachsperlenketten, soviel als man hat, um den Hals geben diesem, mit wenig Geld hergestellten sehr aparten Kostüm etwas elegantes. Man kann natürlich jede beliebigen ausreichenden Seidenrest dazu verwenden.

Ich könnte aber auch zu der roten Tuchweste mit weißen Perlmutterknöpfen, die im Schrägen hängt, helle Seidenhöschen nähen und ein Jockey-Blüze dazu. Weiße Seidenärmel (in die Weste genäht), an den Handgelenken mit roten Bändern abgebunden, die als Schleifen lang herunterhängen, würden sich sehr hübsch aus. Das Jockey-Röschlein wäre fertig.

Wir wird die Wahl schwer, denn eben denke ich an Großmutter's altes, kostbares Damastkleid. Gelschitz umgearbeitet, gibt es mit der dazu besorgten großen roten Kose und den alten schwarzen Spitzen ein sehr schönes Carmen-Röschlein, das sich auch aus einem etwas vorhandenen Crepe de Chine-Schal leicht herstellen läßt. Ein großer schwarzer Randhut aus Filz oder Seide und die Carmen-Blumen unter dem Hutrand im Haar befestigt, vervollständigen das Ganze.

Der bunte Japan-Kimono-Morgentrock läßt sich ebenfalls gut verwenden, wenn ein paar schöne, zu seinen Farben passende Chrysanthemen hierfür gekauft werden. Dies Kostüm wäre für Damen mit schwarzem Haar sehr kleidlich.

Aus Seidenresten kann man auch die so sehr beliebte „Harems-Dame“ anfertigen. Denn je bunter dies Kostüm, desto gefälliger ist es.

So ließe sich noch manches wirksame Kostüm zusammenstellen. Wenn die Sparfamkeit diktiert, kann die Fantasie tüchtig sein und sogar eine kleine Meisterprüfung für Faschings-Kostüme ablegen.

—□—

Fasching zuhause
Von Ettu Hirschfeld.

„Bakst's mei G'wand, i fahr' in'n Himmel
ist eine Färbungsbeise, die nicht ganz nach dem
Geschmack des solideren Teils unserer Mitbür-
ger, mehr noch unsrer Mitbürgerinnen, sein
dürfte. Man kann sich wirklich auch auf origi-
nelle Farbkostümieren und amüsieren, ohne das
allzu hohe Ansprüche an das Portomano ge-
stellt werden. Wie man Kostümfeste arrangiert
die lustig, apart und wirkungsvoll, dabei doch
billig sind, sei hier für alle, die es angeht, mit-
geteilt.

Vor allem soll ein derartiges Fest einen einheitlichen Charakter tragen, und die Teilnehmer müssen auf den Ton der Veranstaltung unbefangen und launig eingehen, das stille

rechte Kostüm allein tut's nicht. — Aus dem
Flickenkasten der Hausfrau besteht in der
Hauptsache die Toilettenpracht auf einem Lun-
pensammler-Ball. Die sonst so strenge Kritik
der besseren Hälfte der Menschheit wird hier
im negativen Sinne waltten: das schäbige
Gemand ist die „schönste Maske“.

Nicht gerade mützlich soll die Serrenwelt die Einladung zu einem Ball des „fahrenden“ Volkes dahin auffallen, daß sie nun insgesamt als Radler oder Chauffeur erscheinen. Aber alles was auf dem Sand der Manege seine Künste produziert: Seiltänzer, Tierbändiger, Clowns, Schulkinderinnen, was als Wanderkomödianten durch die Lande zieht, ist willkommen. Dabei könnte z. B. die „komische Alte“ gemacht jugendlich, im weißen Mullkleidchen, erscheinen.

Eine Variante des beliebten Volksrezeptes ist das Erstgeißt der Laubenkolonisten, das man in guirlandenbespannten Räumen begehrt; bei der Tanzmusik dürfen Ziehharmonika und Vielerkatsch unter keiner Bedingung fehlen. Eine Ausstellung der Erzeugnisse der fleißigen Kolonisten mit Prämierung der berühmten Kiefengurke und der ominösen „dicksten“ Kartoffel trägt sicherlich zur Erhöhung der Stimmung bei. —

Den Reiz des Extremes genießen, wenden wir dem sommerlichen Treiben den Rücken und um den Ball auf dem Nordpol zu besuchen. Die Wimmelwelt ist nicht nur von männlichen und weiblichen Winterportlern jeder Art, wir begegnen auch den verschiedenen Entbedkern in Luftschiff- oder anderm Dreh, da sind Walvisfänger, Eskimos, Lappländer, sogar Eisbären haben das Best gebrt. — Eine ziemlich internationale Gesellschaft wird sich auf einem Weltmarkt zusammenfinden; Künstler nach alter oder neuester Mode, mit und ohne Samtjacken, vollendem Pochenhaar, Schlapphut usw. Die Modelle erscheinen in Nationalkostümen je ziemlich aller europäischer und benachbarter Länder. — Vom Reiche der Kunst geht es in das ihrer Schwester, der Wissenschaft, zum Ball der Bücher. In vielerlei Gestalt läßt sich der Buchhandel verkörpern: Zeitungs Geberit in Fiedermeyerkostüm, die „etwas verdickte Charakter“ im Kostüm der Fliegerin, der junge Wertheimer, die trostige Seiterethel, der König des

Brautpreise

Von B. Biehl.

Sancho Pansa, die drei Musketiere oder auch bekannte Liebespaare aus der Literatur: Tristram und Isolde, Hermann und Dorothea, ergeben sich hübsche Kollumierungs-Möglichkeiten. Wagnern kann auch symbolisch, mit Hilfe von Plakaten und Schildern, eine bestimmte Vagantengruppe charakterisiren; eine Zeitschrift darstellen u. s. w. Die Welt des Wärdens wird auf einem Fest im Märchenland lebendig. Da erscheinen die lieben alten Bekannten aus Sage und Märchen: Dornröschen und Blaubart, der gestiefelte Kater, der Däumling, Segen, Zwergel u. s. w. — alle die vertrauten Gestalten, mit denen einst unsere jährlchen Kinderherzen liebten und litten und glücklich wurden. —

Wenn Phantasie und Humor sich verbinden
ergibt sich eine Redoute „Alles verkehrt“
Während einer Nacht soll einmal die ganze
Welt auf dem Kopfe stehen: was Mann war
wird zum Weibe, was alt war, wieder jung.
Da wiegt die bärtige Spreewälderin ein Baby
auf den Armen, Studenten kneipen als Willy
flüchtigen Herren erscheinen im weißen Frack
schwarzer Mäße, weißen Zylinder, in einer
Gruppe „Sommerport“ fugten Damen und
Herren in Strandschürzen Skirt und Modell
schlitten mit sich. Daß auf dieser Redoute die
Herren von den Damen zum Tanz aufgefordert
werden, ist selbstverständlich.

Die denkbar einfachsten Kostüme tragen die Gespenster auf einem Fest in der vierten Dimension; mit einem weißen oder grauen Laken angetan, sind sie durchaus salonsfähig. — Je ziemlich jedes Kostüm, das man besitzt, eignet sich für ein Fest des Spielzeugs und eine Fahrt im D-Zug. — Auf der Hütte werden sich natürlich Buam und Dirndl, Bergseje, Senner und Sennerinnen zusammenfinden. —

Die Festräume müssen dem Charakter der Maskeraden gemäß gestaltet werden. Aus dem hier kurz Angeedeuteten ergibt sich jedoch schon, daß auch hier durch Einfachheit die beste Wirkung erzielt werden dürfte.

Mutterrecht

In einer Abhandlung „Wieder das Schlagwort vom Frauenstaat?“ schreibt P. Wild im neuen Dageim (64 Jhrg. Nr. 17): „Viele primitive Völker sind vom Mutterrecht ausgegangen; ob es allerdings tatsächlich das uraege-

Bene, aber: Recht gewesen ist, läßt sich schwer nachweisen. Auch in der Gegenwart finden wir, z. B. in Afrika, noch diesen Zustand: in verfechter Vergessend gibt es noch die alte soziale Gesellschaftsordnung des Patriarchats. Treizend Zusammenhang mit dem Frauenstaat ergibt sich aber in keinem Fall. Und dann wenn wir in der heutigen Zeit den Ruf nach dem „Mutterrecht“ häufiger und nachdrücklicher hören als je, so soll er uns keineswegs Schritte macher zum Frauenstaat bedeuten. Die aufgekährte Frau von heute fühlt den Mangel bei ihr selbstverständlich erscheinenden Rechte an ihr Kind. Gewiß, es hat „Frauenstaaten“ gegeben! Wir kennen alle Kleiis Penthesilea. Hier war, wenn auch dichterisch verbrämmt, die Tatsache des „Frauenstaates“ berührt. Penthesilea ist Königin der Amazonen. Welche Achtung ihrer Macht zugestanden wird, kennzeichnet am besten die Tatsache, daß Achilleus der Göttersohn, ihr Gegner wird. Amazonenheere gab es in fast allen Weltteilen. Märchen und Sagen, deren Untergrund meistens eine geschichtlich umgewandelte Wahrheit ist, erzählen davon und zeugen gleichzeitig von der Wertsätzung der Frau als Gegnerin, da ihr stets als Gegner der beste der „männlichen“ Feiden gegenübergestellt wird. So ist es z. B. in den Nibelungen Siegfried, der Brun, u. s. f. besiegt. Der „Amazonenstrom“ erinnert in Amerika heute noch an weibliche Kriegsheere in Afrika waren die „Amazonenheere von Jahome“ mehr gefürchtet: als die männlichen Krieger. Nun glauben ängstliche Gemüter die heutige Frau auf rückwärtigen Wegen zu ähnlichen Zuständen. In Wirklichkeit sind wir kaum weiter von ihnen entfernt gewesen als heute. Die Vermännlichung der Frau hat mit beruhsichem oder sportlichem Freiheitsstreben nichts zu tun. Sie ist lediglich „Mode“.

Gleichberechtigung aber heißt nicht Kampf, sondern Vertiefung, Veredelung des Frauentums, heißt ethische, sittliche, moralische Förderung der Fraueneigenart. Nicht Frauenherrschaft im „Frauenstaat“ ist Ziel der Frauenbewegung, sondern die Berechtigung zu selbstverständlicher Gleichwertung. . Frauenrechte neben Mannesrecht, zum Besten unsere Völkern!“

Jacob diente sieben Jahre um Rahel, ehe er sie als Gattin heimführen durfte, und sieben Jahre diente er auch um jede seiner übrigen Frauen. Denn es entsprach der früheren Rechtsauffassung, daß eine Frau gewissermaßen bezahlt oder erlöst werden mußte. Auch bei den alten Deutschen mußten die Bräute, weil sie als väterliches Eigentum galten, folgen dem Vater heimgeführt werden; man bezahlte mit einer Anzahl Kinder je nach dem Stande der Brautraglichen dem Reichlich gehörte der Kaufpreis dem Vater der Braut, wurde aber in Deutschland in der Regel der Braut als ihr persönliches Eigentum übertragen und damit gleichsam ihre Zukunft sichergestellt. Der Preis den hier der Mann für die Braut opfern mußte, war nämlich nicht eben klein, sondern betrug im allgemeinen den dritten oder vierten Teil seines Besizes. Die Braut selbst brachte nichts ein und eine Wittig war der älteste Rechtsanschauung unbekannt.

Dieser Brautkauf, der mit der höheren Kultur-entwicklung fortfiel, hat sich jedoch wohl bei primitiven Völkern in mehr oder weniger abweichender Form erhalten. So kann z. B. auch bei den Kalmückden ein Mann eine Frau nur erwerben, wenn er es wie Jacob um Nathaniel, bei ihrem Vater dient. Da ihm sogar auch mehrere Frauen erlaubt waren, so mußte, sobald er sich abermals zu einer Frau entschloß, die erste Gattin mit ihm in die Hütte der neuen Auserwählten ziehen, um die er nun, abermals dienend, sich bewarb. Bei den Kalmücken wurden die Brautpreise allgem. durch Gefes bestimmt; ein vornehmer Mann konnte für seine Tochter 30 Kamele, 50 Pferde und 400 Schafverlangen, ein geringer aber nur 10 Pferde, 4 Kühe und 15 Schafe. Noch heute gelten unter wilden Völkern ähnliche Brautpreise; in Samaria zählt man z. B. 2 Kühe, 2 Stangen Eisen und 200 Stücke von einer dort beliebten Frucht, andermeist zählt man mit Ziegen, und wo deren recht viele befiht, kann sich bekanntlich auch eine reiche Auswahl unter den Frauen leisten. Bei den Malagen galt als Brautpreis mindestens 12, höchstens 150 Taler nach unserm Geldwert. Die eigentümlichste Rauffitte aber herrschte bei den Hindus, wenigstens bei den ungebildeten Schichten, denn dort erwirbt der Bewerber die Braut, indem er als Kaufpreis für sie die Sünden seines Schwiegervaters übernimmt.

[illegible]